

ich saß neben dem Fahrer. Da seh ich zwei Blitze von Pripjat her, erst kapierten wir nicht, daß es von der Atomstation kam. Wir fuhren an Kurtschatow vorbei, als wir die Blitze sahen. Wir dachten, es sei Wetterleuchten. Weil ringsum Häuser waren, konnten wir die Atomstation nicht sehen. Nur die Blitze. Wie beim Gewitter, vielleicht ein bißchen stärker als ein Blitz. Donnern hörten wir nicht. Der Motor lief ja. Später am Reaktorblock sagten sie uns, daß es ordentlich gerumpst hätte. Unsere Dienstleiterin hat die Explosion auch gehört. Erst eine und dann gleich drauf noch mal eine. Anatoli sagte noch: ›Wetterleuchten – das ist kein Wetterleuchten, ich weiß nicht.‹ Er ist Jäger, deshalb hat ihn das ein bißchen beunruhigt. Die Nacht war still, sternenklar, nichts Auffälliges. . .

Als wir zur Sanitätsstation kamen, sagte uns die Masnezowa, daß es wieder angerufen hätte. Wir waren um ein Uhr fünfunddreißig zurück. Der Anruf war von der Atomstation. Sascha Skatschok, der Arzthelfer, war schon zum Kernkraftwerk gefahren. Ich fragte sie: Wer hat angerufen, was für ein Feuer? Aber sie konnte mir nicht sagen, ob ich fahren sollte oder nicht. Da haben wir halt beschlossen, auf Informationen von Sascha zu warten. Um ein Uhr vierzig/zweiundvierzig hat Sascha noch mal angerufen, hat gesagt, daß es einen Brand gäbe, daß es Verbrennungen gäbe, daß ein Arzt gebraucht würde. Er war aufgeregt, keine Einzelheiten, und hing den Hörer auf. Ich hab die Tasche genommen, Betäubungsmittel eingepackt wegen der Verbrennungen, und zu Masnezowa gesagt, sie solle es dem Chef der Sanitätsstation melden. Ich hab auch noch zwei leere Krankenwagen mitgenommen, ich selbst bin wieder mit Gumarow gefahren.

Zur Atomstation ist es mit dem ›Rafik‹ etwa sieben bis zehn Minuten direkte Strecke.

Wir sind erst die Straße, die nach Kiew geht, gefahren und dann links abgebogen zum Kernkraftwerk. Da kam uns Sascha

Skatschok schon entgegengefahren zur Sanitätsstation, aber sein ›Rafik‹-Kombi hatte Blaulicht angeschaltet, da hab ich sie nicht angehalten, denn wenn schon das Blaulicht geht, dann ist es ein Notfall. Wir sind also weiter zur Station.

Am Tor die Wache fragt uns: ›Wo fahrt ihr hin?‹ – Zum Feuer. – ›Weshalb ohne Schutzkleidung?‹ – Woher soll ich wissen, daß wir Schutzkleidung brauchen? – Ich hatte ja keine Information. Ich hatte nur den Arztkittel an, es war eine Aprilnacht, da ist's warm nachts, nicht mal die Haube hatte ich auf, ohne alles. Wir fuhren rein, da traf ich Kibjonok.

Als ich mit Kibjonok sprach, fragte ich auch: Gibt's Brandverletzte? Er sagt: ›Brandverletzte nicht. Aber die Situation ist nicht ganz klar. Irgendwas macht, daß es meinen Jungens schlecht wird.‹

Das Feuer war faktisch gar nicht mehr zu sehen, es kroch sozusagen durch den Kamin. Die Überdachung war eingestürzt, das Dach. . .

Ich hab mit Kibjonok direkt beim Reaktorblock gesprochen, da, wo die Feuerwehrleute standen. Prawik, Kibjonok – sie kamen gerade mit zwei Löschfahrzeugen vorgefahren. Prawik sprang raus, kam aber nicht zu mir, während Kibjonok ein bißchen aufgeregert war, aufgedreht.

Sascha Skatschok hatte Schaschonok schon vom Kernkraftwerk weggebracht. Ihn hatten die Feuerwehrleute rausgezogen. Mit Brandwunden, ein Träger war auf ihn gestürzt. Er ist am 26. morgens auf der Intensivstation gestorben.

Meßgeräte hatten wir nicht. Es hieß, es gäbe Gasmasken, gäbe Schutzgeräte, aber nichts davon gab es, sie funktionierten nicht. . .

Ich mußte unbedingt telefonieren. Kobjonok sagte, daß er auch dringend mit seinen Vorgesetzten sprechen müßte, und so bin ich zum Verwaltungsgebäude etwa 80 Meter vom Reaktorblock entfernt gefahren. Die Autos haben wir im Kreis ge-

parkt, ein Wagen stand ein bißchen näher zum Block. Und den Feuerwehrleuten hab ich gesagt: ›Wenn Hilfe nötig ist, ich steh hier.‹

Die Aufregung hab ich dann richtig gespürt, als ich Kibjonok sah und später beim Verwaltungsgebäude die Leute von der Reaktoranlage. Sie sind aus dem dritten Block gesprungen und zum Verwaltungsgebäude gelaufen – aber von keinem konnte man erfahren, was eigentlich los war.

Das Tor zur Erste-Hilfe-Stelle war zugeschlagen. . .

Ich rief bei der Verwaltungszentrale an. Frage: Was genau ist los? – ›Die Situation ist unklar, bleiben Sie da, leisten Sie Hilfe, wenn nötig.‹ Dann rief ich bei uns in der Sanitätsstation an. Dort war inzwischen der stellvertretende Chef Wladimir Alexandrowitsch Petscheritza gekommen.

Ich sagte ihm, daß ich Feuer gesehen hätte, daß das Dach auf dem vierten Energieblock eingestürzt sei. Das war so etwa um zwei Uhr nachts. Ich sagte, daß ich in Sorge sei, ich sei hierhergefahren, bisher gäb's nichts zu tun, und ich sei doch für die ganze Stadt da. Es könnten schließlich Notrufe kommen. Und außerdem sagte ich Petscheritza, daß es bisher keine Verletzten gäbe, aber daß die Feuerwehrleute sagten, es sei ihnen übel. Ich fing allmählich an, mich auf die Militärhygiene zu besinnen, auf das Institut. Verschwommen tauchten ein paar Kenntnisse auf, obgleich es mir so vorkam, als ob ich alles vergessen hätte. Wie hatten wir damals gesagt: Wer braucht schon sowas, Strahlenhygiene? Hiroshima, Nagasaki, das ist doch alles so weit weg von uns.

Petscheritza sagte: ›Bleib einstweilen mal dort, in etwa 15 bis 20 Minuten rufst du noch mal an, dann sagen wir dir, was zu tun ist. Reg dich nicht auf, wir schicken einen Arzt in die Stadt, lassen einen kommen.‹ Gleich darauf sind drei zu mir gekommen, meiner Ansicht nach delegiert, sie brachten einen achtzehnjährigen Jungen. Der klagte über Übelkeit, starke Kopf-

schmerzen, fing an, sich zu erbrechen. Sie hatten auf dem dritten Block gearbeitet und waren offenbar zum vierten gelau-  
fen. . . Ich frage ihn, was er gegessen hat, wann, was er den Abend über gemacht hat, es kann einem ja von so manchem schlecht werden! Ich prüfte den Blutdruck, er hatte 140 oder 150 zu 90, ein wenig erhöht, er stieg plötzlich an, und der Junge war irgendwie nicht ganz bei sich, irgendwie so. . . Ich hab ihn zur Erste-Hilfe-Stelle gebracht. Im Vorzimmer gab's nichts, nicht einmal etwas, worauf man sich hätte setzen können, nur zwei Sprudel-Automaten, und der Erste-Hilfe-Raum war verschlossen. Ich brachte ihn zum Auto. Er geriet vor meinen Augen ›ins Schwimmen‹, obgleich er aufgereggt war, aber gleichzeitig hatte er irgendwie Symptome. . . von psychischer Verwirrung, konnte nicht reden, begann irgendwie zu lallen, so als ob er eine kräftige Dosis Alkohol zu sich genommen hätte, aber man konnte nichts riechen, gar nichts. . . Er war bleich. Und die, die aus dem Block gerannt kamen, riefen nur: ›Furchtbar, furchtbar‹, auch ihre Psyche war schon gestört. Dann sagten die Feuerwehrleute, daß die Apparate außer Kontrolle geraten seien. Aber das war dann schon später.

Diesem Jungen gab ich Relyinium, Aminazinum und noch was, und gleich darauf, kaum hatte ich ihn gespritzt, kamen noch mal drei zur ›Ersten Hilfe‹. Drei oder vier vom Personal der Reaktoranlage. Alles lief wie nach einem einstudierten Text: Kopfschmerzen mit derselben Symptomatik, Belag im Hals, Trockenheit, Übelkeit, Brechreiz. Ich hab allen Relyinium gegeben, ich war ja allein, ohne Arzthelfer, und hab sie gleich zum Krankenwagen gebracht und mit Anatoli Gumarow nach Pripjat geschickt.

Ich selbst habe dann nochmal Petscheritza angerufen, hab ihm gesagt, so und so, das sind die Symptome.«

– *Und er hat nicht gesagt, daß er Ihnen sofort Hilfe schickt?*

»Nein, das hat er nicht. . . Als ich die anderen gerade losge-

schickt hatte, brachten sie mir Feuerwehrleute. Im Mantel. Mehrere. Sie konnten sich buchstäblich nicht mehr auf den Beinen halten. Ich hab rein symptomatisch medikamentiert: Relanium, Aminazinum, um ihre Psyche ein wenig zu ›regulieren‹, die Schmerzen. . .

Als Anatoli Gumarow von der Sanitätsstation zurückkehrte, brachte er mir einen Haufen Betäubungsmittel. Ich rief noch mal an und sagte, daß ich sie nicht brauchen könne. Es gab doch gar keine Brandverletzten. Aber aus irgendeinem Grund haben sie mir diese Betäubungsmittel zugesteckt. Später, als ich am Morgen auf die Sanitätsstation kam, wollte sie mir niemand abnehmen, weil sie mich gleich zu messen anfingen – die Strahlenbelastung war sehr hoch. Also ich will die Betäubungsmittel abgeben, aber sie nehmen sie nicht. Da hab ich sie rausgeholt, hingelegt und gesagt: Macht, was ihr wollt.

Schon als ich die Feuerwehrleute geschickt hab, hab ich gebeten, mir Kaliumjodid zu schicken, Tabletten, obgleich auf der Erste-Hilfe-Stelle im Kernkraftwerk sicher Jod vorhanden war. Anfangs hat Petscheritza noch gefragt: ›Warum denn, wozu?‹ – Aber dann, offenbar, als sie die Verletzten gesehen haben, haben sie nicht mehr weitergefragt. Sie haben Kaliumjodid geholt und mir geschickt. Und ich hab es dann den Leuten gegeben.

Das Gebäude stand offen, aber die Leute liefen raus auf die Straße. Sie mußten sich übergeben, es war ihnen peinlich. Sie schämten sich. Ich hab sie alle zurückgetrieben ins Gebäude, aber sie – raus ins Freie. Ich ihnen erklärt, daß sie in den Krankenwagen steigen und in die Sanitätsstation fahren und sich untersuchen lassen müßten. Aber sie haben behauptet: ›Ich hab eben zu viel geraucht, hab mich bloß zu sehr aufgereggt, hier die Explosion und alles. . .‹ und sind weggelaufen. Sie haben sich eben auch nicht wirklich klar gemacht, was los war.

Später, in Moskau, in der sechsten Klinik, lag ich mit einem

Meßtechniker im Krankensaal. Er erzählte, daß bei ihnen gleich nach der Explosion die Apparate total verrückt gespielt hätten. Sie hätten erst den Chefingenieur, dann den Sicherheitsingenieur angerufen, aber der hätte geantwortet: »Weshalb die Panik? Wo ist der diensthabende Schichtleiter? Wenn er kommt, soll er mich noch mal anrufen. Und Sie machen bitte keine Panik. Die Meldung ist nicht vorschriftsmäßig.« Das war seine Antwort, dann legte er den Hörer auf. Er war in Pripjat zu Hause. Und sie sprangen dann los mit diesen Meßgeräten, aber mit denen konnte man gar nicht bis zum vierten Block rangehen.

Meine drei Krankenwagen fuhren die ganze Zeit herum. Feuerwehrautos gab es viele, deshalb begannen unsere aufzublenden, damit man ihnen den Weg freimachte, gaben Signale Tatütata.

Prawik und Kibjonok hab ich nicht rausgefahren. Ich erinnere mich noch – da war Pjotr Chmel, so ein dunkelhaariger Junge. Mit ihm hab ich zuerst in Pripjat zusammengelegen, im Bett daneben, später in Moskau auch.

Um sechs Uhr hab ich dann auch Kratzen im Hals gespürt, Kopfschmerzen. Ob ich die Gefahr erkannt habe, Angst hatte? Ja, schon. Und ich hatte auch Angst. Aber wenn die Leute sehen, daß neben ihnen ein Mensch im weißen Kittel steht – das beruhigt sie. Ich hab da gestanden, wie die anderen auch, ohne Atemschutzgerät, ohne Schutz.«

– *Aber warum ohne Atemschutzgerät?*

»Woher sollte ich es denn nehmen? Ich bin ja rumgelaufen – nirgends irgendwas. Ich hab in der Sanitätsstation angerufen: Haben wir ›Blättchen‹? – ›Nein, wir haben keine.‹ Das war alles. Sollte ich mit Mundschutz arbeiten? Das bringt überhaupt nichts. In der Situation gab's einfach kein Zurück.

Auf dem Block, als es hell wurde, da sah man schon kein Wetterleuchten mehr. Schwarzer Rauch war da und schwarzer

Ruß. Der Reaktor spuckte – nicht die ganze Zeit, sondern so: Rauch, Rauch, und dann – buch! der Auswurf. Er blakte, aber es gab keine Flamme.

Die Feuerwehrleute sind zu der Zeit schon von dort runtergekommen, einer sagte: ›Und wenn er auch mit blauer Flamme brennen würde, da geh ich nicht mehr rauf. Allen ist inzwischen klar gewesen, daß was faul war mit dem Reaktor, auch wenn die Bedienungstafel keinerlei konkrete Daten dafür anzeigen. Kurz nach fünf Uhr ist dann ein Meßtechniker mit einem Feuerwehrauto gekommen – ich weiß nicht mehr, woher. Er kam mit Feuerwehrleuten, sie hatten Beile und haben die Tür zum Verwaltungsgebäude eingeschlagen, haben irgend etwas in Kisten rausgeholt. Ich weiß nicht, ob's Schutzkleidung war oder irgendwelche Apparaturen, jedenfalls haben sie es auf's Feuerwehrauto geladen. Der Meßtechniker hatte ein großes feststehendes Gerät.‹

Er sagte: ›Wieso stehen Sie hier ohne Schutz? Das grenzt an Wahnsinn, was Sie da machen.‹ Ich sage: Ich arbeite eben hier.

Ich bin aus dem Verwaltungsgebäude raus, mein Auto war nicht mehr da. Ich frage noch diesen Meßtechniker: Wohin ist die Wolke gezogen? Auf die Stadt zu? – ›Nein‹, sagt er, ›in Richtung Janowo, ein kleines bißchen am Rand hat sie unser Gebiet gestreift.‹ Er war fünfzig, er ist mit dem Feuerwehrauto weggefahren. Und ich hab mich schlecht gefühlt.

Dann ist aber doch Anatoli Gumarow wiedergekommen, ich war ihm sehr dankbar dafür. Ich hab mich zu der Zeit schon in Richtung Ausgang bewegt, überlegte gerade, ob ich ein Feuerwehrauto bitten sollte, daß sie mich mitnehmen, noch konnte ich mich ja vorwärtsbewegen. Die anfängliche Euphorie war vergangen, jetzt kam die Schwäche in den Beinen. So lange ich bei der Arbeit war, hatte ich es nicht bemerkt, aber jetzt fing's an. Ein Schwächezustand – ich fühlte Beklemmungen, starken Druck, war deprimiert und hatte nur noch einen

Gedanken: Wenn ich mich doch bloß irgendwo in eine Ritze verkriechen könnte. An nichts dachte ich mehr, nicht mal an die Familie, ich wollte bloß noch allein sein, sonst nichts. Weg von allem.

Ich bin dann noch mit Anatoli Gumarow fünf bis sieben Minuten stehengeblieben, wir haben gewartet, ob vielleicht noch jemand Hilfe brauchte, aber es kam niemand mehr. Den Feuerwehrleuten habe ich gesagt, daß ich zurückfahre, in die Sanitätsstation. Im Notfall sollten sie uns rufen. Jetzt standen mehr als zehn Feuerwehrautos da.

Als ich zur Sanitätsstation kam, waren dort viele Leute. Sie brachten mir ein Glas Schnaps, »da trink, das muß sein«, sagten sie – irgendjemand hatte behauptet, daß es hilft. Aber ich konnte nicht, mir drehte es das Innerste zu äußerst. Ich hab die anderen gebeten, daß sie meiner Familie Kaliumjodid ins Wohnheim bringen sollten. Aber der eine war betrunken, ein anderer lief weg und wusch sich ab, endlos lang. Da hab ich einen »Moskwitsch« genommen – es war nicht unser Fahrer – und bin nach Haus gefahren. Aber davor hab ich mich noch gewaschen, mich umgezogen. Hab meinen Leuten im Wohnheim Kaliumjodid gebracht. Hab ihnen gesagt, sie sollten die Fenster schließen, die Kinder nicht rauslassen, hab getan, was ich konnte. Den Nachbarn hab ich Tabletten gegeben. Und da ist dann schon Djakonow gekommen, unser Doktor, um mich zu holen, und hat mich fortgebracht. Ins Behandlungszimmer haben sie mich gelegt, gleich an den Tropf. Ich fing an zu schwimmen, mir wurde schlecht, und ich erinnere mich nur noch ziemlich dunkel an alles. Dann weiß ich nichts mehr. . . «

. . . In jenem Sommer erhielt ich einen Brief von meinem alten Freund Wladimir Wassiljewitsch Gashiew, Dekan der pädagogischen Fakultät am Gorki-Institut für Medizin in Donetsk. Wir haben in den fünfziger Jahren gemeinsam eine satirische Zeitung für das Kiewer medizinische Institut herausgegeben.